

Peter Rassow: Die geschichtliche Einheit des Abendlandes. Reden und Aufsätze (= Kölner Historische Abhandlungen 2). Köln-Graz (Böhlau) 1960. XII, 463 S., kart. DM 32.-.

Der am 19. 5. 1961 verstorbene Kölner Historiker Peter Rassow hat kurz vor seinem Tode aus Anlaß seines 70. Geburtstages eine Reihe von Reden und Aufsätzen veröffentlicht bzw. wieder abgedruckt, die die ganze Weite seiner Arbeit, aber auch deren geistige Wurzeln und schließlich die Gegenwartsnähe echter historischer Arbeit zeigen. Rassow, dessen Arbeiten über Karl V. für den Kirchenhistoriker ebenso wichtig sind wie für den, der die politische Geschichte erforscht, hat die Grenzen zwischen den verschiedenen Phänomenen der Vergangenheit niemals als Barriere für seine Arbeit anerkannt. Seine Aufsätze und Reden zeigen, daß es ihm um die ganze Geschichte, um die Vergangenheit in all ihren Erscheinungen, ob nun Kirche oder Staat, ob Wirtschaft oder Kultur, geht. Dabei ist seine Verwurzelung in einem kulturoffenen Protestantismus, den man nicht mit dem Schlagwort „Kulturprotestantismus“ schmähen sollte, nicht zu übersehen. Die feine und das Wesentliche erfassende Würdigung Adolf von Harnacks (S. 442-450) zeigt, in welchem Bereich Rassow seine innere Prägung und damit zugleich seinen Auftrag als Historiker erhalten hat. Es ist charakteristisch (und auch richtig), daß er den Menschen und den Theologen Harnack von dem Büchlein „Vom inwendigen Leben“ her versteht und deutet.

Die Sammlung der Aufsätze und Reden, unter ihnen eine Reihe von Rundfunkansprachen, ist in vier Abteilungen gegliedert: I. Gegenwart, 11 Beiträge, die sich mit Problemen unserer Zeit befassen, sie aber immer im Licht der Geschichte sehen und so zu einem abgewogenen Urteil führen wollen und können. Die Ausführungen stehen unter dem Auftrag, den nach Rassow der Historiker hat: „Deuter der heutigen lebendigen historischen Kräfte in dem Sinne zu sein, daß sie weder überschätzt noch unterschätzt werden“. (S. 134). Es ist sicher kein Zufall, daß sich in dem letzten Beitrag „Der Historiker und seine Gegenwart“ (S. 115-135) eine kurze, aber sehr gerechte Würdigung des heute vielfach vergessenen Hans Delbrück findet. Harnack und Delbrück zusammen verkörpern ein Programm, das für die Geschichtsschreibung (einschließlich der Kirchengeschichte) der letzten 50 Jahre nicht unwichtig ist. – II. Das neunzehnte Jahrhundert, 7 Aufsätze und Vorträge, die fast alle in den Bereich der politischen und militärischen Geschichte gehören. – III. Mittelalter und neuere Zeit, 8 Beiträge, die die Zeit vom 11. bis ins 18. Jahrhundert umfassen. Besonders hervorgehoben sei der Aufsatz „Die Reichstage zu Augsburg in der Reformationszeit“ (S. 278-293), eine kurze Skizze der Reformationsgeschichte unter dem Gesichtspunkt, wie sich entscheidende Phasen in den Mauern dieser Stadt abgespielt haben. Interessant ist auch die Studie „Der weltgeschichtliche Horizont des Barock-Zeitalters“ (S. 313-328), vor allem wenn man nun in diesen von Rassow gezeichneten Rahmen nicht nur die Kulturgeschichte im allgemeinen, sondern auch die Kirchengeschichte, speziell die Entstehungsgeschichte des Pietismus hineinstellt. – IV. Persönlichkeiten, 7 Darstellungen, in denen Luther, Karl V., Bach, Liebig, Moltke, Delbrück und Harnack eindrucksvoll geschildert werden. Der Luther-Beitrag wird sicher manchen Widerspruch herausfordern, ist aber als Aussage eines Historikers, der den Reformator nicht isoliert, sondern in die Weltgeschichte hineinstellt, anregend und wichtig.

Im ganzen ist der Band ein Zeugnis bester deutscher historiographischer Tradition und wird das Bild des verehrten und unvergessenen Verfassers lebendig erhalten. Der Kirchenhistoriker mag sich von Rassow mahnen lassen, seine Arbeit niemals ohne den Blick in die weite Welt zu tun, in der sich die Kirche ihre Gestalt gegeben hat.

Bonn

W. Schmeemelcher

Anton Legner: Der Gute Hirte (= Lukas-Bücherei zur christlichen Ikonographie, Band XI). Düsseldorf (L. Schwann Verlag) 1959. 53 S. Text m. 11 Abb. u. 1 Farbbild, 32 Bilds. m. 43 Abb., geb. DM 12,80.

Die Lukasbücherei zur christlichen Ikonographie hat in der Wissenschaft und

unter den Liebhabern christlicher Kunst bereits einen guten Ruf, und der von Anton Legner vorgelegte Band „Der Gute Hirte“ setzt diese Tradition vorzüglich fort. Dem Bild des Guten Hirten liegen die Schriftstellen Luk. 15, 3–7 und Joh. 10, 1–16 zu Grunde. Wie L. klar aufzeigt, gehört das Motiv zu den großen Bildthemen der Alten Kirche. „Die mannigfachen Deutungen der überaus reichen Literatur geben beredtes Zeugnis von der Vielschichtigkeit und geistigen Fülle dieses Kernbildes frühchristlicher Kunst“ (S. 9). Die Bildvorlage findet sich auch in der außerkirchlichen Kunst, in der gnostischen wie auch – als Orpheus – in der heidnischen. Die Darstellung ist der anschauliche Ausdruck der Heilsvorstellungen und Heilshoffnungen. „Der soteriologische Gedanke ist nicht allein christliches, sondern allgemein spätantikes Gut . . . Jenseitssehnsucht und Rettungsgedanke bestimmen den gesamten Bereich der Zeit“ (ebd.). Daraus erklären sich die Dichte und die Streuung in der Verbreitung dieses Motivs in altkirchlicher Zeit. „In der Schicht der großen mittelalterlichen Themen fehlt das Bild des Guten Hirten“ (S. 7). Im byzantinischen Bereich gehört es nicht zu den Themen, die im Vordergrund des bildnerischen Gestaltens stehen. Es wird nur dargestellt, „wenn es dargestellt werden muß, in jenen Handschriften, darin der gesamte Evangelientext, ausnahmslos jedes Kapitel, illustriert wird“ (S. 19 f.). In der abendländischen Ikonographie taucht es im 12. Jahrhundert nach einer langen Zeit, in der es nicht verwendet wurde, wieder auf. In dem um 1150 entstandenen Perikopenbuch von St. Erentrud begleitet die Miniatur die Lesung vom zweiten Sonntag nach Ostern. Die Darstellung wurzelt hier jedoch in einem andern Bildthema, dem des „Weide meine Schafe“, d. h. dem der Übertragung des Hirtenamtes an Petrus. Das 12. Jahrhundert prägt aber auch das Bild des Guten Hirten in der Verknüpfung der oben genannten Stellen Joh. 10, 1–16 und Luk. 15, 3–7 neu. In einem Evangelistar aus dem Speyerer Dom ist die Gestalt des Guten Hirten mit dem Schaf auf den Schultern einer I-Initiale vorgesetzt. L. macht darauf aufmerksam, daß weder die Spätantike noch Byzanz die Grundlage für jene Christusgestalt des Pastor bonus ist, wie sie uns in dem Speyerer Evangelistar begegnet und wie sie seitdem weiterlebt; sie ist eine Bildschöpfung der Buchmalerei des 12. Jahrhunderts (S. 22 f.). Der Verf. zeigt im folgenden, wie mannigfaltig die Gedankenverbindungen sind, die seitdem im Bilde des Guten Hirten zutage treten. In der Bible moralisée und in den Handschriften des Heilsspiegels erscheinen die Bilder des Guten Hirten an unerwarteten Stellen, lediglich im spekulativen Aufbau dieser typologischen Bücher begründet. Im 15. Jahrhundert wird das Motiv mit dem Gedanken der Passion verbunden; so lesen wir auf einer dieser Darstellungen: „Durch das liden miner großen tieffen wunden hän ich das verloren schaufe widerfunden“ (S. 31). In der Zeit der Reformation und Gegenreformation fand das Motiv des Guten Hirten reiche Verwendung, teilweise in Erbauungsbildern, zum Teil in polemischen Darstellungen verschiedener Art. Im Barock entwickelt die kath. Volksfrömmigkeit neue Bildtypen des Guten Hirten. Die Christkindliebe jener Zeit schafft Darstellungen des Christkinds als Pastor bonus. Neben dem Pastor bonus erscheint die „Pastrix bona, in nichts von der weltlichen Rokokoschäferin unterschieden als durch Heiligenschein und kleine attributive Hinweise“. Das Christkind, Maria, die Kirche werden in weltliche Schäfertracht gekleidet; auch der Heilige wird in dieser Zeit gelegentlich als Guter Hirte mit dem verlorenen Schaf auf den Schultern dargestellt. Es kommt zur Verbindung des Pastor-bonus – mit dem Herz-Jesu-Bilde: „In der Landsberger Malteserkirche deutet der Gute Hirte auf sein umstrahltes, dornengekröntes Herz, das Herz-Jesu-Kind des kleinen Andachtsbildes schleppt das Kreuz und fordert die Schäflein auf: *sequere me*; aus der Brust der Guten-Hirtenfigur eines Bildstocks bei Mariahilf in Osterreich strömt heilsames Wasser. Schüsseln, Ofenplatten, Schränke aus dem 18. Jahrhundert werden häufig Bildträger unseres Themas . . . Der Bußgedanke des verlorenen Schäfleins, die Verehrung des Christkinds und des Herzens Jesu, die mannigfachen Formen des geistlichen Pastorale, jetzt zentrale Anliegen geworden, sind einige der Gründe für die Dichte, die Art und die Sonderformen der barocken Pastor-bonus-Darstellungen“ (S. 40 f.). L. weist abschließend darauf hin, daß das Bild des Guten Hirten in allen Schichten bis heute fortlebt. Sorgfältig ausgewählte, sehr gute Abbildungen

tragen zur Anschaulichkeit der Ausführungen des Verfassers bei. So gewährt dieses Buch einen ausgezeichneten Einblick in die Kirchen-, Theologie- und in die Frömmigkeitsgeschichte bis hin in unsere Tage.

*Cuxhaven*

*Alfred Weckwerth*

Walter Delius: Geschichte der Marienverehrung. München-Basel (Reinhardt) 1963. 376 S., 4 Tafeln, geb. DM 38.-.

Wie sehr sich das Klima zwischen den Konfessionen entspannt und ein Wandel in der Beurteilung vollzogen hat, zeigen gerade auch die Veröffentlichungen über die Mutter des Herrn auf protestantischer Seite. Schon vor mehr als zehn Jahren machte sich Reintraud Schimmelpfennig mit ihrer „Geschichte der Marienverehrung im deutschen Protestantismus“ (Paderborn 1952) zum Anwalt der Tendenzen, die Maria wieder mehr Raum schaffen möchten. Einen weiteren mutigen Vorstoß wagte Walter Tappolet, der (unter Mitarbeit des katholischen Theologen Albert Ebner) „Das Marienlob der Reformatoren“ (Tübingen 1962) herausgab, wo er sich von der populären Reformationsvorstellung, der das von der Aufklärung geformte Bild zugrunde liegt, absetzte und die tatsächliche Tiefe der evangelischen Glaubenshaltung nachwies. Das imponierende Werk von Walter Delius übertrifft die bisherigen gediegenen Arbeiten insofern, als es eine Gesamtschau der Marienverehrung, wie sie in der ganzen Christenheit lebendig war und ist, bietet. Schon ein Blick in das ausführliche 13 Seiten umfassende Literaturverzeichnis zeigt, daß der Verfasser das erreichbare Material herangezogen hat, um zu einer objektiven Darstellung zu kommen. Sein Urteil ist unvoreingenommen, offen und abgewogen. Die Vorrangstellung der Gottesmutter im christlichen Raum wird ebenso aufgezeigt wie die Vorurteile, die lange Zeit im Protestantismus maßgebend waren, und die Überspitzungen, von denen die katholische Seite nicht freizusprechen ist. Wohl nicht nur in den ersten fünf Jahrhunderten (S. 288), sondern bis ins Mittelalter hinein stand Maria im Rahmen der Heilsökonomie, von ihr ist in der Christologie die Rede, sie spielt in der Lehre von der Menschwerdung eine große Rolle. Zu dieser Auffassung der Mutter des Herrn, die später – sicher mitveranlaßt – „durch individualisierende Tendenzen“ (S. 289) – in den Hintergrund trat, kehrt man heute auch auf katholischer Seite wieder zurück. Maria ist zu sehen „als erstes Glied des mystischen Leibes, als die Person, welche stellvertretend und wirksam für die ganze Menschheit in die innigst-denkbare Beziehung zum erlösenden menschengewordenen Logos zu treten hat“ (A. Müller im „Lexikon für Theologie und Kirche“ VII, Freiburg/Brsg. 1962, Sp. 31). Sie hat eine Vorrangstellung, aber eben in Beziehung zu Christus. Wie sehr in der katholischen Kirche eine Wendung eingetreten ist, hat Papst Paul VI. bei der Eröffnung der Zweiten Konzilssession betont, als er „Christus allein“ und seine Kirche in den Mittelpunkt stellte. Wenn das Konzil also von Maria sprechen will, dann nur in Beziehung zu Christus und seiner Kirche. In der Abstimmung vom 29. Oktober 1963 wurde denn auch das Kapitel über Maria als selbständiges Schema abgelehnt und dem Kirchenschema eingegliedert. Maßgebend war der Gedanke, daß man Maria nicht von der Kirche trennen könne. Damit ist allen Übertreibungen in der Mariologie und in der Marienfrömmigkeit vorgebeugt. Man darf wohl sagen, daß diese Abstimmung als bedeutsames Ereignis in die Dogmengeschichte und in das ökumenische Gespräch eingehen wird.

Dem Verfasser ist für diese gründliche Arbeit zu danken, gerade auch von katholischer Seite. Sie zeigt den Grad der Aufgeschlossenheit in der evangelischen Christenheit von heute. Obwohl Delius etliche evangelische Theologen anführt, die frei sind von jedem mariologischen Affekt, ist doch noch eine große Arbeit zu leisten. Die Auseinanderentwicklung der beiden Konfessionen hat im Laufe der Jahrhunderte ein derartiges Ausmaß angenommen, daß sie nicht durch den guten Willen einer einzigen Generation aus der Welt geschafft werden kann. Wir stehen hier erst an einem Anfang, allerdings an einem verheißungsvollen Beginn, und begrüßenswert ist jede Publikation, die dazu dient, die umstrittenen Fragen friedlich zu besprechen. Das Werk von Delius ist hier vorbildlich.

*Walberberg b. Bonn*

*G. Gieraths*